

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Volksblatt. 1878-1882 1878**

18 (5.5.1878)

Prüfet Alles, das Gute  
behaltet!

Eines Mannes Rede ist  
keine Rede,  
Man muß sie hören zweide.

Im Nöthigen Einheit,  
Im Zweifelhaften Freiheit.  
In Allem Liebe

# Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Sottinger.

Erscheint jede Woche.  
Bestellbar bei der Post  
und im Buchhandel.  
Preis vierteljährlich: Im  
Reichspostgebiete, bei der  
Post abgeholt, 40 Pf.;  
ins Haus gebracht und  
im Buchhandel (Commis-  
sionär L. Fernau in Leip-  
zig) 55 Pf.  
Passende Anzeigen: Die  
Nonpareille-Zeile oder  
deren Raum 30 Pf.

Nr. 18.

Strasburg im Elsaß,

5. Mai 1878.

## Ueber Nähmaschinen.

Wo man heutzutage mit Landwirthen zusamen-  
trifft, sei es in den Versammlungen oder im Privat-  
verkehre, da ist nur eine Klage über die Unerswing-  
lichkeit der Forderungen der ländlichen Arbeiter, über  
die Schwierigkeit, brauchbare Leute zu erhalten, über  
die sehr oft geringen Leistungen derselben, über deren  
Unbotmäßigkeit und Uebermuth! Daß mancher sich da-  
durch erleichtert fühlt, wenn er unter Fachgenossen sein  
Herz ausschütten kann, daß er beruhigter wird, wenn

er hört, daß es seinen Collegen auch nicht besser geht,  
als ihm — das wollen wir gerne zugeben; getheilter  
Schmerz ist ja halber Schmerz, sagt das Sprichwort.  
Daß aber darum an dem sogenannten Grundübel,  
woran unsere heutige Landwirthschaft kränkelt, an der  
Arbeiternoth, auch nur ein Haar breit geändert würde,  
daß darum die Dienstboten oder Tagelöhner auch nur  
einen Groschen billiger schaffen oder fleißiger, oder  
daß der Weinbergarbeiter statt 6 oder 7 oder gar 8



Liter Wein (wie das im Ober-Elsaß nichts Seltenes ist)  
nur 3 oder 4 verlangen würde — das wird wohl kein  
einzig Grundbesitzer im Ernste glauben!

Mit dem Reden, mit dem Klagen, mit dem Gro-  
ßen auf Gewerbefleiß, Handel und was sonst noch im-  
mer — ist also nichts gethan; denn das Uebel ist ein Kind  
der Zeit, und — die Zeit gibt uns selbst wieder die  
Mittel an die Hand, dem Mißstande entgegenzutreten.

Gehen wir der Sache aber ernsthaft auf den Grund,  
so werden wir alsbald sehen, daß wir gar kein Recht

haben zu klagen; auf dem Aufschwung des Gewerb-  
fleißes, auf der Verwerthung aller Kräfte, auf der  
Ueberfülle von Arbeit beruht die Macht und die Ge-  
sundheit eines Volkes! Liegen Gewerbefleiß und  
Handel darnieder, stocken die Geschäfte, so macht sich  
das auch bald bei der Landwirthschaft fühlbar!

Die Arbeit ist also eine wichtige Quelle des Volks-  
reichthums, und ein günstiges Zeichen ist es, wenn  
dieselbe gesucht und ihrem Werthe nach bezahlt wird.  
Die Arbeit ist eine Waare, welche sich nach dem allge-

meinen Grundsätze von Angebot und Nachfrage regelt. Ist die Nachfrage groß, so steigt ihr Werth, nicht anders als es bei allen Erzeugnissen der Fall ist. Mißrath der Hopfen, so wird er theurer, weil es wenig gibt und doch die gleiche Menge Bier gebraut wird. Kommt im Mai Frost über die Weinstöcke, so hat andern Tages bereits der Wein um so und so viel vom Hundert aufgeschlagen!

Und da bei hochbezahlter Arbeit Geld unter den Leuten ist, so wird der Fleischverbrauch erhöht, die Nachfrage darnach, so wie nach Milch, Butter, Käse, Eier, Speck steigert sich und damit deren Preis. Der Luxus, je nach dessen Begriff, lehrt in allen Ständen ein. Freilich so bequem hat man es heutzutage nimmer wie früher; es kostet, um sich durch die Welt zu schlagen, um sich etwas zu erwerben, oder das, was man besitzt, zu erhalten, etwas mehr Wissen, mehr Denken, mehr Rührigkeit, und treibt man ein Geschäft, mehr Kapitalaufwand.

Der Müller, der gegenwärtig seine Mühle nach den alten Regeln klappern läßt, der verschwendet Wasserkraft, braucht mehr Leute und bringt trotzdem kein so schönes Mehl zu Stande und kann die Kleien nicht so ausmahlen wie der Kunstmüller. Aber die Einrichtungen kosteten auch ein schönes Geld. Der Bierbrauer erspart durch seine Dampfmaschine zwei Drittel seiner Arbeiter, aber seine Maschine kostete Geld und die großartigen Eiskeller, die man früher gar nicht kannte, verschlingen viel Kapital. Und kämen manche Landwirthe in die Wirthschaftshöfe unserer Großgrundbesitzer und sähen da die Maschinen aller Art, die hohen Kamine, hörten das Pfeifen und Saufen — dann glaubten sie eher in eine große Fabrik als in einen Oekonomiehof gekommen zu sein. Betriebskapital ist heutzutage wichtiger als Grundkapital, und wer gewinnen will, muß einsetzen; wer theure Arbeitskraft ersparen will, muß Maschinen anschaffen!

Der deutsche Landwirth ist nun, was Maschinen anbelangt, durchaus nicht zurück gegen andere Landwirthschaft treibende Völker, und es ist erstaunlich, wie z. B. Futterschneidmaschinen, Dreschmaschinen u. dergl. ganz allgemein verbreitet sind.

Manches Hundert Drescher, die den Winter hindurch sich eingenistet hatten und dem Landmann das Leben sauer machten, ist damit erspart und kann nutzbringender verwendet werden. Aber an Dreschern, da hatte man wenigstens keinen Mangel; im Winter sind die Leute geschmeidiger, und schließlich sind außer dem, was bisweilen zufällig in den Stiefeln der Leute an Körnern mit hinauswandert, und dem was die Mäuse den Winter hindurch aus den Garben herausnagen, wenn von Hand gedroschen wird, nicht große Verluste zu befürchten; denn die Frucht befindet sich geborgen unter dem schützenden Dach.

Dagegen rückt jetzt wieder eine Zeit heran, wo mancher Landmann seine liebe Noth haben wird, das was er das ganze Jahr über bearbeitet und gepflanzt, wofür er das Geld massenhaft vorgelegt und Sorgen

und Aerger genug gehabt hat, glücklich heimzubringen. Die Ernte von Heu und Getreide steht bevor; auf ein rechtzeitiges Heimbringen kommt es unendlich viel an; überständiges Heu hat nicht viel mehr Werth als Stroh; überständiges Getreide gibt geringeres und weniger Mehl; eine Menge Körner fallen auf dem Felde schon aus, und tritt gar noch ungünstige Witterung ein, dann kann man zusehen, wie die edle Gottesgabe allmählig zu Grunde geht! Aber sind da immer die Arbeiter zur Hand? Die Arbeiten drängen sich oft nahe auf einander, besonders bei ungünstiger Witterung; Alles will plötzlich gemäht haben; Einer überbietet den Andern im Lohn — da ist es kein Wunder, wenn der Arbeiter, für den jetzt auch die Ernte gekommen ist, grob wird und nimmer weiß, was er fordern soll.

Die Mähmaschinen überheben uns all' dieser Sorgen. Merkwürdiger Weise aber ist der Landmann gerade dieser wichtigen Maschine gegenüber fern geblieben. Warum? Die Gründe sind mancherlei: Vor Allem ist die Einrichtung derselben verhältnißmäßig noch wenig bekannt; drei Viertel der Landbevölkerung haben nie eine Mähmaschine arbeiten gesehen, kennen sie nur vom Hörensagen oder nach ihrer äußern Form von Ausstellungen.

Der am Alten hängende Sinn der Landbevölkerung neigt ohnedies nicht zu Neuerungen hin, wie viel weniger, wenn er sie gar nicht kennt. Das ist auch Niemandem zu verargen, und wäre es als eine recht segensreiche Thätigkeit unserer landwirthschaftlichen Vereine zu betrachten, wenn sie durch Veranstaltung von Mähmaschinenproben ihren Mitgliedern Gelegenheit geben würden, diese vortrefflichen Maschinen zur Anschauung zu bringen.

Manche scheuen aber auch etwas zurück vor dem hohen Preis. Es gibt jedoch gegenwärtig Mähmaschinen, die gar nicht mehr so theuer sind, besonders wenn einige Landwirthe in einer Gemeinde zusammenstehen und gemeinschaftlich eine solche erwerben. Die Mäher kosten übrigens auch Geld und mehr, als die Verzinsungs- und Abnutzungskosten einer Maschine betragen. Immerhin ist aber auch des etwaigen Verlustes bei einer verspäteten und dadurch mehr oder weniger ungünstigen Ernte, sowie der großen Unabhängigkeit von den übertriebenen Anforderungen der Handarbeiter zu denken.

Ein dritter Einwand und vielleicht der gewichtigste ist der meist sehr zerstückelte Grundbesitz. Das ist nun freilich eine recht leidige Sache, und unsere Landwirthe sollen auf's Neue einsehen, wie diese höchst unwirthschaftliche Güterzersplitterung überall und in Allem, was man beginnen will, hindernd in den Weg tritt und von Verbesserungen und zweckmäßigen Einrichtungen zurückhält. Daß dies auf die Dauer nicht so bleiben kann, sehen heute schon viele unserer Grundbesitzer ein, und ein die Widerspänstigen zwingendes Gesetz wird wohl, da man der alten Ackerbaugesetzgebung kräftig zu Leibe geht, nicht allzulange mehr auf sich warten lassen. Doch gibt es trotz der zerstückelten Gü-

ter immer noch hinreichend große Strecken, wo mit der Mähmaschine sehr vortheilhaft gearbeitet werden kann, und ist erst in einer Gemeinde der Anfang gemacht, sehen die Leute, wie viel Zeit und Geld erspart wird, und wie gut die Leistung ist, dann werden sie bald zusammentreten und sich der gleichen Vortheile zu bedienen suchen.

Was die Wahl der Maschinen anbelangt, so kommt dies natürlich ganz darauf an, welche Forderungen an dieselben gestellt werden. Es gibt Maschinen, die bloß Getreide, solche, die bloß Klee und Gras und endlich sogar solche, die Alles mähen (die combinirten). Je nach der Leistung richtet sich auch der Preis. Als eine vorzügliche Maschine gerade für mittlere und kleinere Landwirthe hat sich die sog. Bukeye von Adrians Platt in New-York eingebürgert. Sie ist solid gebaut, nicht theuer, arbeitet gut, bedarf nicht viel Zugkraft und mäht im Tag 4—5 Hektaren.

Stellen wir zum Schlusse eine kleine Berechnung auf, wie hoch das Mähen mit der Maschine kommt gegenüber der Handarbeit.

2 Pferde im Tag . . . . .	7 M. 50 Pf.
3 Leute, einschließlich des Fahrers je 3 M. . . . .	9 M. — Pf.
20 vom Hundert für Abnützung und Verzinsung der Maschine (deren Preis wir zu 500 M. annehmen) macht auf 20 Tage, während der die Maschine im Gebrauch sein soll, 100 M., im Tag also . . . . .	5 M. — Pf.
	21 M. 50 Pf.

Es kosten also 4—5 Hektaren zu mähen einschließlich aller Unkosten 21 M. 50 Pf.

Wer für diesen Preis von Hand gemäht bekommt, der hat keinen Grund über Arbeitertheuerung zu sprechen, wer aber das Doppelte und oft noch mehr ausgeben muß und dabei häufig die Leute noch nicht einmal erhält — der schaffe sich eine Mähmaschine an.

Straßburg i. E. Generalsekretär Dr. Vogel.

### Die Kaiserverkündigung in Indien.

Obgleich unser Deutsches Reich noch kein Jahrzehnt alt ist, so ist es doch nicht mehr das jüngste unter den Kaiserreichen; es hat schon einen Nachfolger erhalten im fernen Osten. Der größte Theil Ostindiens ist bekanntlich im Besitze der Engländer und bildet die Hauptquelle für Englands Reichthum und Macht. Da nun aber die Russen ihre Besitzungen in Asien fast jedes Jahr ausdehnen und dem englischen Gebiete schon bedenklich nahe gekommen sind, so fühlte man in England dringend das Bedürfnis, der ostindischen Herrschaft eine festere Grundlage zu verschaffen. Zu diesem Ende mußte zunächst im Jahr 1875 auf 1876 der englische Thronerbe, Prinz von Wales, eine Reise durch das ganze Land unternehmen, um die Einwohner mit ihrem künftigen Fürsten persönlich bekannt zu machen und ihnen durch Entfaltung eines großartigen Pompes Achtung einzufloßen. Sodann hielten es die englischen Minister für rathsam, daß die Königin von England zugleich den Titel einer Kaiserin von Indien annehme. Dieser neue Titel wurde unter vielem Gepränge in einer Versammlung der Großen des Reiches (Durbar genannt) dem indischen Volke bekannt gemacht und zwar am Neujahrstage von 1877. Zum Schauplatz für diese großartige Festlichkeit wurde die nördlich von der Stadt Delhi sich ausbreitende Ebene gewählt. Die Schilderungen, welche davon entworfen worden, sind reizend. In weiter Ferne sieht man die schneebedeckten Spitzen des höchsten Gebirges der Erde, des Himalaya, glänzend zum Himmel emporragen, südwärts von dessen mächtigen, weißen Zinnen drängen sich in einer zweiten Bergreihe wieder Gipfel an Gipfel, die nur durch steile Schluchten getrennt sind. Viel weiter hinab zeigt eine dritte Bergreihe reiche, saftige Wälder. In kühler, frischer Luft sind die Rücken der Höhen mit Birken,

Tannen und Eichen bewachsen. Unter diesem Gürtel nördlichen Baumwuchses endlich folgen auf niedrigen Anhöhen dichte Waldungen indischer Fichten, von mächtigem Schlage und staunenerregender Höhe. Abwärts von diesem Walde beginnt im Westen ein Hügelland, in dessen tieferem Theile Delhi, das asiatische Rom, liegt. Aber nicht bloß durch diese landschaftliche Pracht, sondern auch durch ihre geschichtlichen Erinnerungen war diese Stadt geeignet, der Schauplatz des Kaiserfestes zu werden. Im Laufe von drei Jahrtausenden war Delhi viermal die Haupt- und Residenzstadt großer Fürsten gewesen. Seine Glanzzeit aber hatte es gefeiert, als nach der Eroberung Indiens durch die Muhamedaner Delhi der Sitz der mächtigen „Großmogulu“ von Indien und damit der Mittelpunkt arabischer Gelehrsamkeit und Kunst geworden. Nach einem alten Vorurtheile der Inder konnten die Engländer nicht eher die Herren dieses Landes genannt werden, bis ihre Fahnen von den Zinnen Delhis wehten; darum haben nun auch die letzteren in Delhi das kaiserliche Banner zuerst aufgepflanzt, ehe es noch in den übrigen Theilen des Reiches entfaltet ward. Auf den Gefilden Delhis verkündete der kaiserliche Herold den Fürsten und Häuptlingen, die aus allen Theilen Indiens versammelt waren, daß die Königin Viktoria auf den Vorschlag ihres Staatsraths beschlossen habe, zu ihrem bisherigen Titel noch den einer „Kaiserin von Indien“ hinzuzufügen. Und Trompetenfanfaren, Geschützsalven mit ihrem Wiederhall dumpf grollenden Donners, Freudenschüsse und Militärmusikbänden unterbrachen nun in bezaubernder Weise die vorhergehende feierliche Stille. Es war nach der Beschreibung von Augenzeugen ein ergreifender Vorgang!

Alles, was erdacht werden konnte, die Sinne des

Volkcs durch die Entfaltung von Macht und Herrlichkeit zu blenden, war für diesen Tag geboten. Inmitten einer riesigen Zeltreihe erhob sich vor den Thoren Delhi's der kaiserliche Thronhimmel; er bildete ein großes, von goldenem Brustwerk umgebenes Sechseck, auf dessen zierlichen Säulen die Decke aus reich geschmückten, mit kaiserlichen Wappenbildern gestickten, kostbaren Stoffen ruhte. Auf der Spitze dieses, einem indischen Tempel ähnlich geformten, von Gold, Silber und Farbenpracht strotzenden Zeltes leuchtete mitten unter Siegeszeichen und Flaggen weit hinaus ins ganze Land die Kaiserkrone mit den Anfangsbuchstaben V. I. (Victoria Imperatrix = Kaiserin Viktoria). Unter dem Thronhimmel hatte der gegenwärtige Vicekönig Lord Lytton seinen Platz genommen. Er selbst war in einem blauesammetnen, mit Lotosblättern gestickten und mit Hermelin verbräunten Staatsmantel erschienen, dessen Schleppe zwei Edelknaben trugen, einer ein Europäer in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, der andere ein Vollblutinder, Sohn des Maharajah (Großfürsten) von Kaschmir, gekleidet in Seidenbrokat und geschmückt mit einem Halsband von Diamanten. Hinter dem Thronhimmel breiteten sich stufenförmig ansteigend in einem riesigen Halbkreise prachtvolle zeltbedeckte Gerüste aus, auf welchen die Gäste des Vicekönigs und die Fürsten Indiens ihre Sitze fanden.

Was an Gold und Silber und Edelgestein, an Waffenschmuck und Gewänderpracht aufzutreiben war, fand sich hier vereint. Die bunte Volkstracht eingeborner Männer und Frauen erhöhte den Glanz. Eine tausendköpfige Masse von Völkern aus allen Theilen des englischen Ostindiens und aus den Nachbarreichen wogte hin und her. Da war der junge „Nizam“ von Hyderabad, um seinen Hals ein Brillantgürtel von unschätzbarem Werth; der Gaikwar von Baroda, der Begum von Bhopal und eine Schaar anderer Fürsten des Landes. Selbst aus dem fernen Partand im Norden des Himalaha waren Abgesandte in auffallender Tracht herbeigeeilt. Seltene Aufzüge von Elephantschaaren, Kameelgespannen und edlen arabischen Rossen, eigenthümliche indische Gefährte von schellenbehängten Däsen, kleine Hundefarren, Einspänner aller Art füllten den riesigen Festplatz. Hierzu kamen noch die bunten Uniformen der einheimischen Regimenter und der englisch-schottischen Truppen; mehr als 14,000 Mann Fußvolk, dazu Reiterei und Artillerie, entfaltete sich in endloser Reihe.

Vor dieser Volksmasse nun wurde das indische Kaiser-

reich ausgerufen. An sie richtete Lord Lytton eine Ansprache, in welcher er den englischen Beamten und dem Heere, den Fürsten und Stammeshäuptlingen sowie allen englischen Unterthanen in Indien die Absichten seiner Königin verkündete. Den ersteren legte er die weitere strenge Erfüllung ihrer Pflichten ans Herz, den Prinzen und Häuptlingen des Reiches entrichtete er den Dank ihrer Fürstin für ihre Treue und für die Zeichen der Anhänglichkeit, welche sie erst jüngst bei dem Empfang des Prinzen von Wales an den Tag gelegt hatten. Dem Volke Indiens erklärte der Vicekönig die freisinnigen Ziele, welche der englischen Regierung für die künftige Form der Verwaltung des Landes vor Augen schweben. Das Volk solle allmählig zur Theilnahme an dieser milden und gerechten Regierung herangezogen werden. Die Gebiete jener Fürsten, welche Grenznachbarn der Engländer seien, dürfen sicher sein, daß keine Eroberung beabsichtigt werde; man wünsche in Frieden und Freundschaft mit ihnen zu leben und ihre Unabhängigkeit zu beschirmen. Aber sollte die Ruhe der englischen Herrschaft zu irgend einer Zeit von außen bedroht werden, so wird die Kaiserin von Indien wissen, wie sie ihr großes Erbland zu vertheidigen hat. Kein fremder Feind kann sich gegen das britische Reich in Indien wenden, ohne dadurch zugleich die ganze Gesittung und Bildung des Ostens anzugreifen. Die unbeschränkten Hilfsquellen der englischen Besitzungen, die muthvolle Treue ihrer Verbündeten und die Anhänglichkeit ihrer Unterthanen haben der Königin ausreichende Gewalt verliehen, um jeden Angreifer zurückzuweisen und zu züchtigen.“

Nach diesen Worten theilte Lord Lytton die telegraphische Botschaft mit, in welcher die Königin den Anwesenden ihre Grüße sendete. „Wir vertrauen“, so lautet sie zum Schlusse, „daß dieser feierliche Anlaß dazu beitragen werde, die Bande gegenseitiger Zuneigung zwischen uns und unsern Unterthanen noch enger zu knüpfen; jeder vom Höchsten bis zum Niedersten muß es fühlen, daß unter unserer Herrschaft die großen Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit Allen gesichert sind, und daß es den unausgesetzt festgehaltenen Zielpunkt unseres Reiches bildet: ihr Glück zu fördern, ihre Lage zu verbessern, ihre Wohlfahrt zu heben.“

Ein begeisterter Jubel der anwesenden Menge war die Antwort, die diesem kaiserlichen Gruße folgte.

Weinsberg.

Diac. Hönes.

### Freundschaft.

Einst stieg ich nieder bis zum Grund  
In eines Bergwerks tiefes Grau'n;  
Da sah zur vollen Mittagsstund  
Ich einen Stern herniederchau'n.  
Als mich des Tages Glück umgab,  
Bedurfte ich des Sternes nicht —  
Doch unten, in dem Schauergrab,  
Wie tröstlich war sein mildes Licht!

— Der Bergmann löscht die Fackel aus.  
Noch tiefer ward die schwarze Nacht,

Nach dem Englischen der Dichterin Felicia Dorothea Hemans (welche von 1753—1835 lebte) von C. R.

Noch sehnsuchtsvoller schaut ich aus  
Nach meines hellen Sternes Pracht.  
Sag, hast du je den Stern geschaut,  
Dies Wunderlicht in Schredens-Nacht?  
— Blic in ein Freundes-Auge traut,  
Da siehst du ihn in voller Pracht.  
Je tiefer dich darniederdrückt  
Der Leidensmächte finst'rer Bann,  
Sieh, um so trostesreicher blickt  
Der Freundschaft lieber Stern dich an.

### Masken sterbender Krieger

(von Andreas Schlüter, 1664 geboren in Hamburg, 1714 gestorben in St. Petersburg).



Wie schrecklich der Krieg ist, vergessen die demselben Fernstehenden gar zu leicht; über dem Verlangen nach Berichten von immer neuen Ereignissen denken sie kaum mehr an die vielen Tausende junger Männer, deren Lebensfaden durch Schuld der Menschen so bald abgeschnitten wird. Auch die Kameraden der Gefallenen können sich nicht lange um sie kümmern, müssen vielmehr hastig vorwärts drängen zu neuem Kampfe. Nur auf dem grauen Schlachtfelde, in der Stille des Krankenhauses und daheim in der einsamen Kammer der verwaisenen Angehörigen wird man gewahr, welch tiefe Wunden ein einziger Tag vielen Tausenden schlug.

Es gibt kaum etwas Ergreifenderes, als am Sterbebette solcher Krieger zu stehen. Was mögen sie Alles empfinden und vor ihrem Geistesauge vorüberziehen lassen, die starken Männer, welche den Tod herannahen fühlen! Fest suchen sich die Einen noch ans Leben zu klammern, sie ringen gleichsam mit dem Tode; in großer Gewissensangst scheiden Andere; still und ergeben empfehlen gar Manche ihre Seelen in Gottes Hände.

An einer verhältnißmäßig stillen Stätte — in dem Hof

des Zeughauses in Berlin — hat ein großer Künstler, Andreas Schlüter, den Gesichtsausdruck sterbender Krieger in Stein darzustellen gesucht; wir führen unsern Lesern zwei dieser Kunstwerke in obigen Abbildungen vor. Die Gesichter (Masken) zeichnen sich durch Tiefe der Auffassung und Kunst der Ausführung in hohem Grade aus. Während die dem lauten Getriebe der Straße zugewandte Außenseite des Zeughauses dem Beschauer Waffen und Siegeszeichen vorhält und ihm den kriegerischen Ruhm in Erinnerung ruft, wird er bei der Betrachtung dieser Gesichtszüge wehmuthsvoll gestimmt. Gerne würde er da auf irdischen Glanz verzichten und denen sich anschließen, welche die Händel der Welt auf friedlichem Wege schlichten möchten. Aber der Ort, an dem er steht, muß ihm gleich wieder sagen, daß dies ein unerfüllbarer Wunsch ist, so lange die Menschen so bleiben, wie sie sind. Wohl mag er dann, überwältigt von diesem so merkwürdigen Eindrucke, denen, welche schon ausgekämpft haben, die Worte nachrufen, die wir auf Grabsteinen so oft lesen:

R. I. P. Requiescant in pace!  
Sie mögen ruhen im Frieden!

### Aus allen deutschen Gauen.

#### I. Eine Ferienreise in die Polakei.

„Morgen geht's in die Heuernte auf der Waldwiese; da können Ihre Knaben mit den Eseln hinausfahren und uns helfen Heu wenden.“

Diese Aussicht begeisterte die muntere Schaar bis zur Höhe gewagter Sprünge von Seiten der Kleinen, und die kurze Sommernacht war kaum vorüber, als sie schon gerüstet da standen, während ihre Mutter noch dem Gefange der Drosseln und Pirole lauschte, welche ihre süßen Noten durch die Stille des ländlichen Pfarrhauses erklingen ließen.

Vor dem Hause stand bereits der kleine niedrige Leiterwagen mit den Excellenzen bespannt. „Heute fährt Hans zuerst und zeigt Euch, wie man den Wagen lenkt“, befahl die Mutter den Einsteigenden. Hans war ein Freund und Privatlehrer der Kinder, den sie gleich einem älteren Bruder liebten. — „Wir werden sehen, wer zuerst im Graben liegt, wenn wir lateinisch geführt werden“, meinte der naseweise Quintaner. — Und richtig, die Gänle im Graurock blieben ihrer Natur treu und wußten sich der Ehre, von gelehrter Hand geführt zu werden, durchaus nicht würdig zu zeigen; erst

die Anstrengungen ihres gewöhnlichen Führers, der sie polnisch anredete, brachten sie zum Gehen, und die Zusage der gesammten Kindergesellschaft erreichten endlich einen kleinen Eselstrab, der aber im Straßengraben sein frühes Ende fand; Hans war an einen Baumstamm angefahren. — „So, nun ist's an mir“, sprach Fred, die Zügel ergreifend, nachdem das Fuhrwerk wieder in Gang gebracht war. Seiner ruhigen Führung gelang es, die Wiese zu erreichen, die am Ufer der Welna gelegen, in der Morgensonne glänzte, und wo die großen Heuhaufen einladende Ruhe- und Spielplätze boten. — „Ich hätte nicht erwartet, in dieser Provinz solche romantische Landschaftspunkte zu treffen, wie ich sie seit gestern gesehen habe“, sprach die Frau Rätthin zu dem Pastor, „solche prächtige Laubwälder und solch weilige Bodengegestaltung! — Sehen Sie, wie der Bach unter den hohen Buchen und Erlen dahinfließt, bis er sich in den See verliert, dessen Ende das Auge nicht übersehen kann! Diese weite Wasserfläche, umgeben von den dichten Tannwäldern, hinterläßt einen unendlich lieblichen Eindruck!“ —

„Ja, unser armes Polakenland ist nicht so schlimm als sein Ruf“, erwiderte der freundliche Wirth. „Als ich vor nahezu zwanzig Jahren in diese Provinz berufen wurde, dachte ich auch, daß ich von nun an aller Naturschönheit den Rücken kehren müßte. Es gibt freilich weite Strecken sehr flaches Land, das, namentlich wenn es zum Ackerbau verwendet wird, dem Auge wenig bietet; doch helfen die vielen Binnenseen und die jetzt sorgfältiger als früher geschonten Waldungen oft mitten in öder Gegend ein Landschaftsgemälde hervorzuzaubern, an dem Auge und Herz sich erlaben können!“ — „Ist Ihnen aber der Winter nicht oft sehr lange und schwer zu tragen?“ — „Der Winter selbst ist es weniger in dieser Umgegend als die Frühlingsmonate März, April, oft noch Mai, in denen der Landmann bisweilen die ganze Hoffnung auf eine gesegnete Ernte vereitelt sieht. Doch darin sind wir hier noch besser dran als unsere Nachbarn in den viel rauhern Gebirgsgegenden Schlesiens. Ich werde Sie heute Nachmittag zu einem Freunde bringen, auf dessen Gut Sie sehen können, was deutscher Anbau auf diesem Boden erreichen kann.“ —

Nachdem die Jungen ihrer Ansicht nach mit Heuwenden ein reichliches Mittagsbrod wohl verdient und mit großem Appetit verzehrt hatten, fuhr Herr Griesgram wieder vor, und nun gings auf Sandwegen landeinwärts, durch Wald und Flur, unter dem schönen Sommerhimmel, dessen weiten Horizont keine Hügelkette begrenzt, und wo das Auge nur auf fernen Waldsäumen ausruhen kann von demendlosen Ausschauen. „Es ist nicht sehr weit, nur ein Paar Meilen, wenn wir Landweg fahren“, hatte der Pastor versichert. „Sie können ohne Sorge sein; wird's zu spät, so behält uns mein Freund über Nacht!“ — „Zu Sechsen?“ fragte die Frau Rätthin etwas zaghaft. — „Ich bitte Sie, was wird das für Umstände machen? In Chrystczowo sind schon oft zwanzig Gäste beherbergt worden und noch mehr!“ — Der Nachmittag war schon weit vorge-

schritten, als die Britische durch ein eisernes Gitterthor in eine Allee alter Lindenbäume einbog, hinter denen hervor ein Schloß mit vier Eckthürmen freundlich glänzte. „Hier ist Chrystczowo, die Besitzung von Baron Seidling“, sagte der Pastor. Aus der geöffneten Hausthüre sprangen zwei muntere Knaben, von einem jungen Neufundländer begleitet, den Ankömmlingen entgegen. — „Famos von Ihnen, Herr Pastor, uns Besuch zu bringen“, rief der Älteste, indem er die Reisenden begrüßte und ins Haus führte. Mit der einfachsten Herzlichkeit empfing die Baronin die Gesellschaft. „Eine große Freude machen Sie uns, Herr Pastor, mit dem Besuch“, — versicherte sie auf die Entschuldigungen der Frau Rätthin.

Sehr bald waren die Knaben mit einander vertraut; während die Erwachsenen unter der Rosenlaube vor dem Haus sich an Kaffee erquickten, erschienen auf dem Rasenplätze die zwei Jüngsten auf zottigen Ponys reitend, geführt von ihren freundlichen Wirthen, stolz wie Sieger über ihren ersten Reiterversuch. „Mama, ein Pferd müssen wir auch haben“, meinte Waltherr; „da reiten wir immer in die Schule.“ — „Wir können ihm ja in der Stadt Dein Bettchen geben“ erwiderte scherzend die Mama. „Wir wollen auch gar nicht mehr in die Stadt zurück; es ist viel, viel schöner auf dem Lande“, erwiderten im Chor die fröhlichen Reiter. — „Ach ja, viel schöner ist's unter Ihren Rosen, verehrte Frau Baronin“, setzte die Mutter hinzu. Ihr Haus ist ja ganz damit bedeckt; solche große spinnende Rosenbäume sind mir noch nirgends vorgekommen.“ — „Es sind englische Cottage Rosen; sie haben sich sehr gut an das hiesige Klima gewöhnt und beglücken uns jeden Sommer mit reichem Blüthenschmuck.“ — „Das habe ich allerdings nicht gewußt, daß man in Polen unter Rosen wohnen kann“, sagte Frau Rätthin; ich habe jeden Tag diesem verleumdeten Lande etwas Anderes abzubitten.“ — „Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie in Chrystczowo noch weitere Irrthümer in ähnlicher Weise berichtigen könnten! Wenn Sie völlig ausgeruht sind, wollen wir einen Gang durch den Park machen und meinem Mann entgegen gehen, der auf dem Forsthaufe zu thun hatte.“ Bei diesen Worten setzte die Baronin ihren einfachen braunen Strohhut auf und ergriff einen großen grauen Schirm; „das ist mein Schutz vor Sonne, Regen und Wind“, sagte sie lächelnd.

Es war eine wunderschöne Anlage, durch welche die Städter pilgerten: auf hügeligem Boden angelegt, wechselten hohe alte Baumgruppen mit den schönsten blühenden Gesträuchen: die weißen Gartenpfade schlängelten sich durch grüne Rasenplätze an einem großen Teich vorbei, auf dem Schwäne und Enten schwammen, und eine bunte Gondel schaukelte. Ueberall blühten Rosen von allen Schattirungen, und der Duft der weißen Hollunderbüsche erfüllte die warme Abendluft. Der Weg verzog sich allmählig in einen Wald; unter dem niedrigen Gesträuch sprangen Kaninchen und Hasen hervor und entzückten die Kinder durch ihre dreiste Annäherung. Bald war die Spitze des Hügel erreicht: „Hier ist un-

fer Abendsitz", sagte die Frau Baronin, indem sie ihre Gäste zum Ausruhen auf einer weiten Bank einlud, die im Schatten einer uralten Eiche angebracht war. — Zu den Füßen der Spaziergänger lag die weitausgedehnte Besitzung im Abendlicht: mitten hindurch floß ein breiter Bach, an dessen Ufern, von freundlichen Gärtchen umringt, kleine Bauernhäuschen lagen; auf dem gegenüberliegenden Hügel erhob sich ein schlanker Kirchturm, dessen Glocke weithin durch das Land erklang; auf den Wiesen arbeiteten die Heuer, und im Hintergrund sah man einen Torfstich, rings eingefast von kleinen Wällen viereckiger Torfstücke. — "Wie schön ist's bei Ihnen!" rief die Frau Rätthin aus. "Der Blick über diese waldbesäumte Gegend ist unvergleichlich, freundlich und ernst zugleich. Es mögen wohl die dunkeln Kiefern mit ihren zackigen Aesten sein, welche der Landschaft hier überall ein ernstes Gepräge verleihen." — Wir lieben unser Chrystczowo sehr," jagte die Baronin; "so oft wir von unsern Reisen zurückkehren, freuen wir uns auf unsern Abendsitz, und wenn die Alpenschönheit mein Gemüth überwältigt hat bis zur Bedrückung, ruht es in dieser offenen friedlichen Landschaft wieder aus!" — Die Gesellschaft setzte ihren Weg fort bis zu dem Forsthaufe, das gleich einem Idyll (einem einfach-harmlosen Bildchen) unter fruchtbeladenen Kirschbäumen aus den dunkeln Tannen hervorkleuchtete. — "Der Herr ist in der Fasanerie," sagte die Frau Försterin, die, von ihren blondlockigen Kindern umgeben, das Abendbrod bereitete. — "Was ist das für ein Haus?" fragte Fritschen. — "Es ist ein eingezogener Park, in welchem unsere Fasane wohnen; Du mußt recht genau hinsehen, dann wirst Du sie bald erblicken; sieh hier ist der Schlüssel zu der kleinen Thüre; wenn Ihr recht stille geht, könnt Ihr gleich die Vögel sehen." — Es war ein zweiter schöner Park, der sich vor den Reisenden öffnete; ein kleiner Bergbach rauschte über moosbedeckte Steine den Weg entlang; Tausende von Waldblumen bedeckten den Boden, und von den Strahlen der Abendsonne wunderbar vergoldet, ragten himmelhohe Tannenstämme zu beiden Seiten empor. "Was macht man mit diesen schönen Goldvögeln?" fragt Fritz ganz leise. — "Die werden aufgezogen zu einem grausamen Vergnügen, mein Kind! Wenn unsere großen Söhne in Ferien heimkommen, schießen sie sie todt, und der Koch macht einen schönen Braten daraus. Aber es geschieht selten; gegenwärtig leben über hundert Fasane hier, und die Hennen legen ihre Eier in viele schöne Moosnester; wenn Ihr wollt, könnt Ihr darnach suchen! Doch hier kommt mein Mann, der wird uns über die Fabrik nach Hause begleiten." — Mit freundlichen Worten die Besuchenden begrüßend, geleitete sie der Baron zum Walde hinaus: eine neue Aussicht bot auf dieser Seite die große Glashütte mit ihren rauchenden Schloten und feurig glühenden Oefen. Auf einem Hügel gegenüber lag eine Windmühle, die frisches Quellwasser in die Fabrik trieb und die Arbeiterwohnungen damit versah. Mit großem Interesse sahen die Kinder den Glasarbeitern zu, welche in der Hitze der

Hütte bloß mit langen blauen Hemden bekleidet, Flaschen und Glascylinder bliesen.

"Morgen kommen wir wieder her und sehen uns Alles genau an," sagte der Primaner zu dem freundlichen Aufseher, der den Besuch in die Hütte geführt hatte und den Kindern das Wunder der "venetianischen Thränen" vormachte. — "Ja, morgen," bestätigte Fritz, "aber vorher machen wir eine Wasserfahrt."

Die Wasserfahrt wurde in den frühesten Morgenstunden ausgeführt; denn zum Gruße kam der Mutter der kleine Fritz triefend vor's Bett gelaufen, seine Stiefeln gleich Wasserbrunnen ausgießend und weithin eine breite Wasserspur zurücklassend. "Du Unglückskind, was hast Du angefangen?" — "Ach, Mama, es ist gar nicht schlimm, ich bin gar nicht ertrunken, nur ein Bißchen zu kurz ans Land gesprungen." — "Und Deine Sachen sind alle in Rogoznowo; da kannst Du zur Abwechslung einen Tag im Bett bleiben!" — Das lange Gesicht, welches diese Drohung hervorrief, erheiterte sich merklich durch das Eintreten der Kammerjungfer, welche einen Anzug des jüngsten Herrn trug und den kleinen begoffenen Pudel damit bekleidete. Sein Aufzug in kurzen Reithosen und hohen Stulpenstiefeln diente zur allgemeinen Erheiterung der Gesellschaft; der kleine Mann stolzirte darin ganz vergnügt umher, und bald waren die Jungen wieder vor den glühenden Hochöfen, unter den Arbeitern. — "Haben Sie auch Polen darunter?" fragte die Frau Rätthin. "Ungefähr die Hälfte meiner Leute sind Deutsche, meist eingewanderte Schlesier; die übrigen sind Polen aus der Umgegend." — "Wie geht's Dir heute, Marinka?" unterbrach sich Baron v. Seidling, indem er sich nach einer Bauernfrau umwandte, die eben den Saum seines Reitanzugs küßte. "Ach sehr gut, gnädiger Herr! Seit gnädiger Herr meinem Manu so schön gepredigt haben, ist mein Manu ganz ein Anderer geworden!" — "Das freut mich ja sehr! wenn ich über acht Tage hinaus zu Euch komme, frag ich wieder nach, und dann sollt Ihr auch den Waideplatz haben, wenn Ihr Euch gut haltet." — "Gnädiger Herr sollen sehen" — erwiderte das hocherfreute Weib; ihr blühendes Gesicht glänzte eben so roth als das Tuch, das sie trotz der Hitze um den Kopf geschlungen hatte. Dabei trug sie wie ihre Landsmänninnen Sommer und Winter nahezu ein Duzend Unterröcke übereinander; zur Erleichterung in der Sommerszeit hatte sie bloß die Strümpfe weggelassen und sah aus wie eine umgekehrte Riesentulpe, als sie sich unter dem Grün der Bäume entfernte. — Bei dieser Frau und ihrem Ehemann habe ich kürzlich eine vollständige Ausöhnung zu Stand gebracht, über welche ich mich sehr freue; diese kleine Marinka ist ein treues anhängliches Geschöpf, die lange auf meinem Hofe gedient hat. — Letztlich fand ich sie weinend auf einem Steine der Straße sitzend. Ich hielt mein Pferd an und forschte nach ihrem Schmerz. Da erfuhr ich bald die gewöhnliche Geschichte: der Mann hat getrunken, das Weib ge-

<sup>1</sup> Glastropfen, die glühend in kaltes Wasser gegossen und dadurch so spröde werden, daß wenn man die dünne Spitze des Tropfens abbricht, der ganze Tropfen in Glasstaub zerfällt.



schlagen und nun will sie fort von ihm, soweit als sie die Füße tragen. — Eine halbe Meile davon traf ich den Mann auf seinem Wagen langsam Steine führend. Wozech, sagt' ich zu ihm, wenn ich das noch einmal höre, was ich soeben von Dir vernommen, so hast Du die längste Zeit auf meinem Vorwerk gearbeitet. Und darauf hielt ich ihm eine eindringliche Predigt, mit einiger Peitschengestikulation, die eine so gute Wirkung hervorbrachte, daß am selben Abend das Ehepaar einträchtig zu mir kam, mir die Füße küßte und alles Gute gelobte." — „Die Neigung zum Trinken ist wohl der schlimmste Fehler dieses Volks?" — „Leider ja — je weiter nach Osten, je schlimmer wird diese Sucht. Es ließe sich selbst mit Mäßigkeits-Vereinen hier nichts anrichten: in kleinem Maße genossen schadet der Branntwein diesem Volke auch nichts, das in einem so rauhen Klima zu jeder Jahreszeit der Luft ausgesetzt ist und bei rauher Kost schwer arbeitet. Aber wo ist die Grenze? Die kann nur da eingehalten werden, wo sich die Vorgesetzten der Einzelnen annehmen und ihnen in einer Weise nachgehen, die in einem großen Mittelpunkt unmöglich ist!" — Während dieses Gesprächs war die Baronin in einigen der Hütten eingelehrt und gesellte sich erst beim Rückwege zu der Gesellschaft. „Hast Du dem Doktor wieder ins Handwerk gegriffen?" fragte sie ihr Gemahl lachend. „Meine Frau kurirt nämlich alle meine Leute und wird sich noch einmal einen Prozeß wegen unerlaubter Ausübung ärztlicher Praxis ziehen; lezt hin wurde sie mir wahrhaftig zur Mitternachtsstunde auf's Vorwerk geholt!" — „Mein Mann

macht bloß Spaß," sagte die Baronin freundlich lächelnd zu ihren Besuchern, er weiß genau, daß meine unschuldige homöopathische Apotheke keinem Arzt in's Amt greift; daß die Leute durch meine Kuren gesund werden, liegt an dem Gehorsam, mit welchem sie sich meinen hygienischen (gesundheitlichen) Anordnungen fügen. Die Arzneimittel sind bloß der Vorwand für mich, um desto lieber von den Leuten aufgenommen zu werden; denn etwas Medizin müssen sie sehen, wenn sie krank sind! Unsere Gegend ist übrigens so gesund, daß wir höchst selten ernstliche Krankheiten haben."

Mit herzlichem Dank verließen die Besucher Nachmittags das gastfreie Schloß. — „Welch herzerfreuenden Eindruck macht es, solche Leute kennen zu lernen!" sagte die Frau Rätthin zum Pastor, als sie wieder auf der Britschle saßen. „Wenn es viele solche Pioniere deutscher Bildung an den Ostmarken des Reiches gibt, möchte man sagen: „Hier ist gut sein!" — „Ich bin in der glücklichen Lage, Sie noch mit manchen ähnlichen Familien bekannt zu machen," erwiderte ihr freundlicher Begleiter, „es würde mich sehr freuen, dazu beitragen zu dürfen, Ihnen unser Polenland in weniger ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen!" — „Das ist Ihnen bereits gelungen, lieber Freund, — mehr als je habe ich's heute empfunden, wie viel Wahres an dem Worte ist: „Ubi bene, ibi patria!" (Wo es einem gut geht, da ist das Vaterland). E. R.

Für die Geflüchteten in Konstantinopel gingen ferner ein v. Sophie Brandt in Lemgo 2 M., v. J. in Lemgo 3 M.

Neu eingetretene Abonnenten erhalten die Nummern des 1. Vierteljahrs gegen fr. Einsendung von 50 Pfennigen in Briefmarken (bei 15 für eine Adresse gewünschten Exemplaren für je 40 Pfennige) franko zugesandt. Auch die Postämter und Buchhandlungen nehmen Nachbestellungen an.

## Anzeigen.

**W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,**  
**Konnesfeldt's vorzüglichen Thee,**  
**Sprengel's reines, entöltet Cacao-Pulver,**  
**Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen**  
 empfiehlt  
**L. Meyer-Nicolay,**  
 Straßburg i. G., Brandgasse 6,  
 gegenüber der Mairie.

## Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende  
 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten  
**Camalite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.**  
 Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**  
 Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.  
**Neckargemünd. J. F. Menzer.**

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den 5. Mai, Vormittags 11 Uhr in der **englischen** Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Engl. od. Franz. für **50 Pf.** pro Woche in 18 Monaten ohne Lehrer durch die Unterrichtsbriege nach der Meth. Toussaint-Langenscheidt zu erlernen.

In der Zimmer'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:  
**Kaiserbüchlein. Kaiser Wilhelm als Christ.**  
 Preis: 20 Pf., 11 Ex. 2 M., 25 Ex. 3 M.  
 75 Pf., 100 Ex. 12 M.

**Pastoria.** 25) Für das Stiftungshaus gingen in 1881 Baden 3081 M. ein.  
 — Chr. G. Sottinger —  
**Jesus Christus u. seine Kirche.** 64 Porträts u. vielen Denkprüchen.  
 106 Bilder. 2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 80. — Vielsach für Schüler geeignet und empfohlen.  
 Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser in Straßburg i. G. 80 Pf.  
 Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.

Derausgeber: Dr. Chr. G. Sottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.